

## **„Du wirst ganz traurig und fängst an zu taumeln“**

Hunger und Cholera in Simbabwe

### **Die Jesuitenmissionen in Zürich, Nürnberg und London unterstützen die Hungerhilfe der Jesuiten in Simbabwe. Judith Behnen hat sich vor Ort ein Bild der Lage gemacht.**

Die junge Frau stellt uns zwei kleine Holzhocker in den Schatten vor die Lehmhütte und bittet uns einen Moment zu warten. Nach einer Weile ruft sie uns hinein. Angenehm kühl ist es in der runden Hütte mit dem spitzen Strohdach. Nur durch die Türöffnung fällt Licht und taucht den fenster- und möbellosen Raum in ein warmes, diffuses Braun. Eine Strohmatte liegt auf dem Boden. Und jetzt wird klar, warum wir warten sollten. Die junge Frau hat ihrer Schwiegermutter Ambuya Sende schnell ihr bestes Kleid übergezogen, dezent geblümt, unter einer dunkelblauen kurzärmeligen Bluse. Ambuya Sende liegt im Sterben. Regungslos und ausgemergelt liegt sie unter einem Laken auf der Strohmatte. Ihr Gesicht ist eingefallen, weit offen und starr ihr Blick. Ihr Atem geht holprig. Leise und mühsam spricht sie einige Sätze auf Shona mit William Chakwana. Er arbeitet im Krankenhaus St. Rupert's in Magonde und ist als ehrenamtlicher Kirchenvorstand für die Verteilung der Lebensmittel von der Hungerhilfe der Jesuiten zuständig. „Die Familie von Ambuya Sende hat seit Wochen nichts mehr zu essen. Sie leben von wilden Beeren und gekochten Kürbisblättern.“ Vergangene Woche sei Ambuya Sende noch den ganzen Weg zum Krankenhaus gelaufen und habe für ihre beiden Enkelkinder um Maismehl gebeten. „Aber wir hatten auch nichts mehr“, sagt William Chakwana. „Wir alle haben verzweifelt auf die nächste Lieferung der Hungerhilfe gewartet.“ Jetzt hat er einen Sack Maismehl dabei.

### **Eiskalt schlürfen sie Champagner**

Magonde ist mehr als zwei Autostunden von Chinhoyi entfernt, man fährt über holprige Sandwege durch den Busch und die Busverbindung, die es mal gab, wird schon lange nicht mehr bedient. In der Hütte von Ambuya Sende ist zu sehen, was viele in Simbabwe sagen: „Wir sind an einem Punkt, wo wir sterben.“ Während Robert Mugabe, Präsident von Simbabwe, bei der Feier seines 85. Geburtstages den geladenen Gästen 8.000 Hummer und 2.000 Flaschen Champagner servieren lässt, sterben Menschen wie Ambuya Sende an Hunger. Der Jesuit Dieter Scholz, Bischof von Chinhoyi, findet dafür deutliche Worte: „Unser Problem in Simbabwe ist nicht, dass einige Menschen Hilfe brauchen, sondern dass über fünf Millionen am Verhungern sind, und dass diese furchterliche Wirklichkeit die Verantwortlichen eiskalt lässt - solange sie selbst nur weiter in Saus und Braus leben können.“

### **Verteilung über kirchliche Strukturen**

Finanziert von den Missionsprokuren in Nürnberg, London und Zürich haben die Jesuiten in Simbabwe bereits vor einigen Jahren die Hungerhilfe aufgebaut. In den Nachbarländern Südafrika, Botswana und Sambia werden große Mengen Mais, Bohnen und ein spezielles Porridge (mit Vitaminen angereichertes Mais-Soja-Breipulver) für mangelernährte Kinder gekauft und nach Simbabwe transportiert. Dort werden die Lebensmittel über die kirchlichen Strukturen der Pfarreien, Krankenhäuser, Schulen, Waisenhäuser und Aids-Projekte an die Bedürftigsten verteilt. Der Vorteil: Die Empfänger sind persönlich bekannt und oft bereits eingebunden in bestehende Projekte. „Auf diese Art und Weise erreichen wir Hungernde wie Aidswaisen oder Großmütter, die sonst durch die Maschen der großen Hilfsorganisationen fallen würden“, meint Brian MacGarry, der verantwortliche Jesuit für die Hungerhilfe in Harare. „Im Moment ist unser größtes Problem jedoch ein ganz anderes: Der Bedarf an Hilfe ist viel höher als das, was wir an Nahrungsmitteln ins Land schaffen können.“ Diese Einschätzung bestätigen alle Pfarrer, Ordensschwestern und ehrenamtlichen Helferinnen und Helfer in den verschiedenen Gemeinden und Einrichtungen: „Wir sollen die benennen, die die Lebensmittel am dringendsten benötigen. Das können wir nicht mehr: Alle brauchen Hilfe.“

## **2009 ist die Hölle**

Everisto Mushawaska ist Pfarrer in Alaska, einem Ort in der Nähe von Chinhoyi, der lange von der Weiterverarbeitung des in der Nähe geförderten Kupfers lebte. Er bekommt die immer schlimmer werdende Not seit Jahren hautnah mit: „Im Jahr 2001 wurde die letzte Kupfermine geschlossen und die Leute hier haben alles verloren. Aber sie hatten noch Hoffnung, nicht ganz vergessen zu werden. 2009 aber ist die Hölle. Die Leute haben nichts zu essen, jeden Tag stehen sie vor meiner Tür und ich habe nichts, was ich ihnen geben kann. Ein Junge kletterte hier neulich auf den Mango-Baum, um die unreifen Früchte zu pflücken. Der Ast brach ab, er fiel vom Baum und war tot. Viele Aidsweisen ernähren sich, indem sie nachts die unreifen Maiskolben beim Nachbarn abbrechen. Ich kann es nicht einmal stehlen nennen, es ist wegnehmen, um zu überleben.“

## **Hoffnungslose Leere**

Der Hunger macht mittlerweile auch nicht vor denen Halt, die einmal zur Mittelklasse Simbabwe gehörten. Teresa Kimbini hat studiert und ist Lehrerin. Sie lebt mit ihren drei Kindern und einer behinderten Schwester in einem kleinen Häuschen. „Im letzten Monat habe ich fast 30 Billionen Dollar verdient“, erzählt sie. „Diese gigantische Summe ist allerdings völlig wertlos. Umgerechnet waren es nicht einmal 50 US-Cent und drei Tomaten auf der Straße kosten bereits einen US-Dollar. Ich kann als Lehrerin meine eigenen Kinder nicht mehr in die Schule schicken, weil ich weder Schulgebühren, Schuluniformen noch Hefte oder Stifte bezahlen könnte. Das ist, was mich am meisten schmerzt.“ Teresa Kimbini lebt von dem, was sie im eigenen Garten anbaut. In Mhangura sind viele Gemeindeglieder gekommen, um von ihrer Not zu berichten: „Wir haben nichts mehr zu essen. Wir haben kein Maismehl mehr. Selbst unsere Hühner können wir nicht mehr füttern. Das, was wir noch hatten, haben wir ausgesät, aber ohne Dünger wächst der Mais nicht.“ Der Hunger hat sich tief in die Gesichtszüge der Menschen gegraben. Eine Frau versucht das Gefühl zu beschreiben: „Wenn du hungerst, fühlst du dich hoffnungslos, du hast keine Kraft mehr, du fühlst dich schwach. Du wirst ganz traurig, dir wird schwindelig, du fängst an zu taumeln und du fällst hin. Du bist zu leer, um noch stehen zu können.“

## **Am lebensrettenden Tropf**

Der Hunger in Simbabwe ist keine Naturkatastrophe. Er ist menschengemacht. Seit der Vertreibung der weißen Farmer liegen große Flächen fruchtbaren Bodens nutzlos brach. Mit dem Zusammenbruch der Wirtschaft und der galoppierenden Inflation sind Saatgut und Dünger unbezahlbar geworden. Auch die Cholera ist nicht überraschend vom Himmel gefallen. Seit Jahren ist bekannt, dass Wasserversorgung und Kanalisation in weiten Teilen Simbawwes nicht mehr funktionieren oder kurz vor dem Kollaps stehen. Ein kurzer Stopp in der kleinen Klinik auf dem Weg von Magonde nach Chinhoyi: Sechs Cholera-Patienten hängen am lebensrettenden Tropf mit der Infusionslösung. Ein junger Mann liegt apathisch auf einer Holzbank im Innenhof und wartet darauf, diagnostiziert und aufgenommen zu werden. Über 60.000 Menschen in Simbabwe sind an Cholera erkrankt, mehr als 3.000 mittlerweile gestorben. Aber längst nicht alle finden einen Eintrag in die offizielle Statistik. „Viele sterben zu Hause. Sie kommen gar nicht erst ins Krankenhaus“, sagt einer der Krankenpfleger. Ein stiller Tod wartet in vielen Hütten Simbawwes. Um ihn zu vertreiben, braucht es einen politischen Neuanfang im Land und viele Säcke Maismehl.

*Judith Behnen*